

88]

Krautdruck verboten.

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kasnussen.

Nun war es für die Franzosen nicht schwer, zu kontrollieren, daß er ganz und gar einflußlos war und keine andere Autorität besaß als die seines herkulischen Körpers. Gerade sein eifriger Verkehr mit der kleinen französischen Kolonie, der er ein festes Thema für reich variierte Anekdoten lieferte, hatte zur Folge, daß man ihn bald in- und auswendig kennen lernte und sich klar wurde, welcher zweifelhaften Wert er als Bindeglied zwischen französischen und arabischen Elementen repräsentierte. Auch die Eingeborenen behielten ihn nämlich im Auge, und er nahm in ihren Kreisen eine ebenso geachtete und beliebte Stellung ein wie der Böhmer in der Bibel.

Er konnte auf die Dauer nicht umhin, die wachsende Kälte zu empfinden, mit der man ihm begegnete. Man ließ ihn recht deutlich verstehen, daß keine Rede davon sein könne, ihn jemals als Caïd einzusetzen. Ja, selbst für die unschätzbaren Dienste, die Nur seines Erachtens der französischen Sache würde leisten können, schien man nicht den entsprechend klaren Blick zu haben, wenn man auch nicht völlig ausschloß, daß bei Gelegenheit in einer untergeordneten Stellung für Nur Verwendung sein könnte — wenn er genügende Geduld zum Warten hätte.

Unter diesen veränderten Umständen wurde Hamza für Djeridas alte Anschauungen empfänglicher.

Vielleicht war doch ein wenig Wahrheit in der Ueberzeugung, die sie schon seit vielen Jahren äußerte: daß die Franzosen sein Ruin und Unglück geworden seien.

Nun war auch Nur, zu einem arabischen Nationalisten bekehrt, von Gassa heimgekommen.

Abdallahs Popularität hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, und andererseits war er sich bewußt geworden, daß aus der Freundschaft mit den Franzosen allerlei peinliche Mißhelligkeiten entstehen konnten.

Er hatte sich mit gutem Gedächtnis all die Kraftstellen, die ihm im Munde des Schwagers besonders aufgefallen waren, angeeignet und begann nun diese Goldkörner mit würdevoller Miene auszustreuen, wenn er in der inneren Stadt umherschlenderte.

Bald merkte er, daß dieser Ton anschlug und man ihm von vielen Seiten, wo er bisher nur mit kühler Vorsicht empfangen worden war, freundlich entgegenkam.

Das spornte ihn an und entflammte seinen nationalen Eifer.

Eine gute arabische Eigenschaft hatte er indessen schon unter der Verührung mit den Europäern eingeübt: seine Diskretion und Verschwiegenheit. Hatte er sich dagegen ein gewisses Maß von Wahrheitsliebe eingetauscht, so schien dies fast nur von Uebel zu sein; denn er war geschwätzig geworden und wußte seine eigenen Gedanken und die anderer nicht mehr zu verhehlen, selbst wo es für die Sache, der zu dienen er für gut befand, von Bedeutung war. Er fühlte sich nicht mehr so recht vertraut mit der arabischen Anschauungsweise, welche Lüge und Verstellung als Tugenden und kostbare Waffen eines bezwungenen Volkes zu schätzen weiß.

Gätte Abdallah näher gewohnt, so wäre Nur ihm wohl gar gefährlich geworden, denn er wurde nicht müde, sich mit diesem Verwandten aufzuputzen und ihn als mächtigen Konspirator, als künftigen Führer in dem großen heiligen Kriege zu schildern, der eines Tages die Welt „vom Atlantischen Ozean bis zum Ganges“ in Brand setzen würde.

Nurs plötzliche Frontveränderung hatte indessen keinen Einfluß auf sein Verhältnis zu Marcel. Er konnte nun einmal seine häufigen Besuche in dem großen traulichen Atelierzimmer nicht entbehren, wo in allen schwierigen Fällen Rat und Auskunft zu holen war, und legte Wert darauf, hie und da zu einer europäischen Mittagstafel zugezogen zu werden. Ueberdies hatte Marcel eine wirklich ritterliche Eigenschaft: er vergaß stets, was man von ihm geliebt hatte. Und auf diesem Gebiete gab Nurs eigenes Gedächtnis dem Marcel's an Schwäche nichts nach.

Lange Zeit verbarg er sorgfältig seine veränderte Meinung über die Franzosen, aber eines Tages siegte sein Verlangen, sich geltend zu machen, und seine Zunge ging mit ihm durch. Er stellte seine Gesichtspunkte jedoch in einer recht gedämpften Form dar und hob besonders stark hervor, daß er persönlich keine Abneigung gegen jene Franzosen hege, die er kennen gelernt, speziell nicht gegen seinen erprobten Freund Marcel.

Die lächelnde Nachsicht, mit welcher Marcel diesen Auseinandersetzungen lauschte, tränkte ihn ein wenig — da nahm man ihn daheim und in den maurischen Cafés ganz anders ernst!

Wie sammelnd dieser Sinnesumschlag auch in der Familie wirkte, so war Sultana doch unzufrieden damit; denn sie selbst wollte nichts von Feindschaft mit der Nation wissen, der Marcel angehörte.

Den Eltern sagte sie nichts, aber Nur gegenüber hielt sie daran fest, es sei nicht recht, Menschen zu verleumden, die einem wohl wollten und deren Dienste man empfing. Er wisse ja doch gut, welche Bewandnis es mit Frau Barrières Geld habe, das den Eltern so viel Unheil verursacht, ihm selbst aber nur Segen brachte.

Sultana hatte eben ihre eigene kleine Meinung über die nationale Frage, die schon seit so vielen Jahren um ihre Ohren summt: die Franzosen saßen nun einmal im Lande fest, und sie wußte, wie zahlreich und wie reich sie waren. Von ihrer Freundschaft hatten die Araber alles zu erwarten, von ihrer Feindschaft alles zu fürchten. Und so würde es, so demütigend es auch war, eben bleiben, bis ihr eigenes Volk die Franzosen an Kultur erreicht hätte.

Als Frau Barrières Schuldner sah Hamza sich genötigt, mit ihr eine Ausnahme zu machen. Er kam ihr mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegen und war im Gegensatz zu Nur ein Meister in der Verstellung. Ja, er trieb es so weit, ihre Missionsstiftungen „mit wachsendem Nutzen und Frommen“ zu besuchen. Sogar Djerida, die sich nun auf allen Seiten sicher fühlte, ließ sich herbei, Interesse für die Mission zu heucheln. Wenn Frau Barrière auf einen ihrer langen Besuche kam, saßen alle drei beisammen und sangen Psalmen. Das kleidete Hamza so gut und sie hatten hinterher viel Spaß damit.

Sultana hatte, so lange sie in Tunis war — und Wochen zuvor — nur den einzigen Gedanken, Marcel zu sehen und um jeden Preis in seine Nähe zu kommen.

Hier ersah sie eine Möglichkeit.

Sie schlug in scherzender Form vor, eine von Frau Barrières und Pastor Greens Sitzungen zu besuchen.

Nur wollte nicht teilnehmen, obwohl er große Lust hatte, da es mit der neuen Haltung, die er angenommen hatte, nicht übereinstimmte, und Hamza lag in einem Chira-Kausche, aber die drei Frauen entschlossen sich zu gehen.

Der Sitzungssaal lag in Suf el Grana, mitten im Judenviertel, und wimmelte bei ihrer Ankunft von lärmender israelitischer Jugend. Es waren sicherlich die wenigsten erschienen, um die Verkündigung des Wortes zu hören, und dies war auch nicht der Zweck. Diese Sitzungen waren eben für jene bestimmt, die nicht suchen wollen und die hier dennoch finden sollten, selbst gegen ihren Willen.

Darum wurde es plötzlich dunkel im Saale, und gleichzeitig entstand andächtiges Schweigen. Es wurde zu Beginn eine Reihe von Lichtbildern vorgeführt, die, dem Publikum zu Schreck und Warnung, die „bösen Wege“ und die Hölle darstellten, in welche diese schließlich mündeten.

Sowohl Sultana wie auch Nabruka, die zum ersten Male in ihrem Leben Lichtbilder sahen, waren tief ergriffen, und Sultana betete während der ganzen Vorführung in aller Stille ihre täglichen Gebete, um nicht irgend einer Art Verführung anheimzufallen.

Als die Lichter wieder angezündet wurden, begann sie sich in der Versammlung umzusehen, ob Marcel nicht da sei.

Sie spähte vergebens. Dagegen stand Pastor Green auf und hielt eine Rede über den Weg, der am raschesten zum Himmel führe. Er sagte — was er jedoch wohl nicht allzu buchstäblich meinte — daß man durch den Islam dahin gelangen könne, aber das sei wie von Tunis nach Frankreich zu reisen und den Weg über China zu nehmen, oder von Tunis

nach Parthago durch die Wüste zu ziehen. Auch durch das Judentum könne man den Himmel erreichen. Aus diplomatischen Gründen schilderte er diese beiden Religionen als gleich große Umwege und hütete sich, einer von ihnen den Vorzug zu geben. Der rascheste Weg — und den, den ein vernünftiger Mensch also wählen müsse — sei jedoch der Methodismus, was er ihnen sogleich schwarz auf weiß vorführen werde.

Die Dichter erloschen, und man sah ein lebendes Bild einer amerikanischen Bedungsstizung, in der die Erlösung mit einer Hinflichkeit vor sich ging, die auch die Verstärktesten überzeugen mußte. Die jungen Israeliten waren augenscheinlich ganz verblüfft.

Nachdem die Stimmung solchermaßen vorbereitet war, erhob sich Frau Barrière, schwarzgekleidet und bleich. Im Vergleich zu dem Priester wirkte sie fast streng. Das Haar war weißer als zuvor, aber das Gesicht schien förmlich verjüngt.

Sie sprach ruhig und klar, wandte sich mehr an die Logik als an die Gefühle der Versammlung, die sie wohl durch die Bilder als hinlänglich beeinflusst erachtete. Verständig genug beschränkte sie sich auf ein einziges Motiv und sagte sich ganz kurz.

Der Grundgedanke war die Ueberlegenheit des Christentums sowohl über das Judentum wie über den Islam. Die anderen Religionen, und besonders der Islam wende sich haßerfüllt gegen alle anderen Glaubensbekenntnisse, und der Katholizismus — dies war ein Seitenhieb — sei nicht viel besser. Das wahre Christentum, der Methodismus, suche dagegen seine Feinde auf und strede ihnen freundlich die Hand entgegen. Er suche Gutes selbst denen zu tun, die voll Bosheit und Verleumdung seien. Aber der, dessen Herz die größte Liebe erfülle, beweise dadurch, daß er die wahre Religion besitze.

Es wurde ein Psalm gesungen, worauf die Versammlung, die während der Reden merklich ermattet war, sich abermals in ein lärmendes Biographentheaterpublikum verwandelte, das kichernd die Ausgänge suchte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Tod.

Von Martin Andersen Nexø.

Die seltsame Woge, die auf dem Erdenrund durch die unteren Volksschichten geht und die große Umwertung in Gang bringt, hat auch ihren Weg in die Bornholmer Gegend genommen und den kleinen Mann veranlaßt, den Kopf ans Tageslicht zu stecken. Man merkt das an vielen alltäglichen Kleinigkeiten, und besonders tief ist es im Verhältnis des Armen zum Tode zu spüren. Der Tod ist nicht mehr Allbeherrscher, jetzt kündigt sich auch etwas anderes an; die Interessen des kleinen Mannes haben sich vom Tode auf das Leben übertragen.

Die Götter mögen wissen, woher der arme Hannes den Mut dazu genommen hat, Forderungen an das Dasein anzumelden? Von oben her hat man ihn nicht dazu angeregt, sein bloßer Appetit gilt immer noch als Raub. Dem Aeußeren nach ist er das gleiche schlechtgekleidete Arbeitstier wie früher, mit den steifen Gliedern und mit der zahllosen, unersättlichen Kinderzahl. Aber es ist etwas Starkes in sein Leben gekommen, wodurch die Branntweinsflasche in den meisten Fällen überflüssig geworden ist. Der kleine Mann hat Interessen an diesem Leben, als besäße er Aktien darauf; er spricht über Politik und operiert — Gott steh uns bei! — mit Plänen, sein Dasein zu verbessern. Nun, das tut auch not! Aber daß gerade er auf solche Gedanken kommt, er, der Elendeste von allen, der durch Jahrhunderte mit Schmalzschnitten, Branntwein und Erzählungen vom Tode großgefüttert worden ist! Es ist ja eine Frechheit, ein Größenwahn sondergleichen, daß der arme Hannes das Dunkel von sich abstreift und die Weltordnung ändern will!

Ich bin erstaunt darüber, wie leicht das Neue mit seiner unerbittlichen Forderung einer helleren Lebensmöglichkeit die Leute meiner eigenen Generation erobert hat. Die Lösung liegt diesen von der Welt abgekehrten Erd- und Steinarbeitern sozusagen auf der Lippe; wenn sie sie einmal gehört haben, dann kennen sie sie zur Genüge. Und woher haben sie ihre Begriffe vom Licht? Ueber unserer ganzen Kindheit brütete noch das Dunkel; der Tod war der allgewaltige Regent. Der Schatten des „grauen Mannes“ lag über der Erde, er war der starke Hintergrund aller Dinge; zu ihm mußte man seine Zuflucht nehmen, wenn man über den Alltag hinaus wollte. Die vier nackten Wände des Lebens konnten es damals nicht aufnehmen mit den schwarzen Brettern eines Sarges.

Eine so magere, selbstverständliche Lösung der Tod auch war, er mußte immer herhalten. Durch die Erfahrung belehrt, hatte der

arme Mann durch die Zeiten hindurch seine Zukunftsaussichten an dieser einen Stelle gesammelt, von wo sie ihm niemand fortnehmen mochte. Hier hatte das Abenteuer sein Reich. Ein merkwürdiger Tod blieb länger im Gedächtnis haften als alles andere; und unzählige sind die Geschichten, deren ich mich aus meiner Kindheit entsinne, wie der und jener ums Leben kam.

Auf dem Grunde jedes Gesprächsstoffs lag der Tod; und bei den Festgelagen, wenn man aufgeräumt und des Alltags überdrüssig war, sprang die Unterhaltung unmittelbar auf dieses unerschöpfliche Thema über, das man dann nicht mehr verließ. Da war der Tod mit Saft und Kraft, der die Leute, am liebsten die Stärksten von ihnen, hinterrücks überfiel und mitten in ihrer schönsten Jugend zu Boden warf. Oder der sanfte Tod, der den Menschen im Spiel dahinkrauste, wenn er auf der Wieße Blumen pflüchte. Meist aber war es der Tod in neuer, launischer Gestalt.

So hatte der eine von uns in seiner Jugend auf einem Ofs gedient, wo die Kinder einander im Spiel in eine Kiste einsperren; doch als einmal eins von den Kindern darin saß, wurde zugeschlossen, und das arme Wesen erstickte. — — — Ein Bauer ist bei der Erntearbeit beschäftigt, er erhitzt sich und trinkt aus einem Bach; es sticht ihm etwas in die Nase, vielleicht die Kraft des Wassers, und er stirbt daran. — — — Dem stärksten Burschen kann es passieren, daß er seine Zunge verschluckt . . . und weg ist er. Und bei einem anderen dauert es wohl vierzig Jahre, bis der Tod ihn fortnimmt. Es fängt in der großen Zehe an und der Mann verfault langsam; erst wenn das Herz erreicht ist, kann er ins Nichts entweichen. — — — Einer sitzt drüben in Amerika und schreibt an seinen Herzensschatz, sie solle doch auch hinüberkommen; und gerade bei ihrer Ankunft stirbt er. Andere aber lange über die Zeit, der Tod verschließt die Augen, sie kommen oft an seinem Nachen vorüber, er sieht sie nicht — oder will sie nicht sehen.

Eine eigentümliche Vertraulichkeit kennzeichnete das Verhältnis des armen Mannes zum Tode; er brachte ihm nicht wenig Humor entgegen, veranstaltete zuweilen geradezu ein Fest mit ihm. Argendwo muß der Tod ja sein Opfer finden! Und der mürrische alte Pförtner, der vom Morgen der Zeiten an in grauer Unbestechlichkeit hoch und niedrig aus dem Dasein herausläßt, ging zur Abwechslung einmal auf das Spiel ein. Die Leute kamen und wälzten sich vor seinen Füßen — wie spielende Hunde. Dann gab er ihnen mit seinen etwas harten Händen einen Klaps, haschte nach ihnen und ließ sie mit halber Gesundheit wieder laufen. Sie schrien vor Schmerz, aber im nächsten Augenblick waren sie wieder oben auf; ein herrlicher Spaß war es doch gewesen!

Jetzt entsinnt sich hier am Strande niemand mehr, wie Gedion und der Tod miteinander spielten; und vor dreißig Jahren war das doch die beste aller Geschichten. So ganz und gar hat das Neue vom Volke Besitz ergriffen.

Gedion gehörte zu denjenigen, denen keine bestimmte Todesart zugewiesen worden war; so etwas gibt dem Menschen immer eine schiefe Stellung zu allen Dingen. Seit Gedion das Licht erblickt hatte, mußte jeder, daß es anders um ihn stand als um den großen Hausen.

Etwas Handgreifliches, woran man sich hätte halten können, war nicht vorhanden. Er stammte von einer barfüßigen Fischerdin und einem jungen Seemann, der erkrankt, bevor der Junge zur Welt kam, und der ihm einen Ostuchanzug und eine Schiffsfüste hinterließ. Die Mutter gab ihm die Brust und gesalzenen Hering; und seinen Namen bekam er nach einer Galjonfigur mit daran hängendem Namensschild, die gerade in jenen Tagen ans Land getrieben wurde. Zum Ueberdruß waren außer seinem Vater auch sein Großvater und zwei Brüder seines Vaters auf dem Meere umgekommen — und auch ein paar von den Brüdern seiner Mutter. Niemand im Dorf hatte seine Papiere besser in Ordnung als Gedion.

Aber ihm wurde nicht erlaubt, wie die anderen aus dem Dasein zu schlüpfen. Er schrie wie jedes andere Würmchen und fraß und gab die Dinge wieder unverdrossen von sich; aber die Leute nahmen ihn dennoch aufs Korn und sahen allerhand, wo anscheinend gar nichts zu sehen war. Die Mutter war verzweifelt und kämpfte tapfer für ihren Jungen; sie zeigte ihn nachend vor, hielt ihn an dem einen Fuße fest, ließ ihn in der Luft zappeln und tauchte ihn in kaltes Wasser: „Seht, ist er nicht drall und rot! Und geht ihm die Haut nicht ab von der eigenen Flüssigkeit!“ Und im Wasser schrumpften seine Geschlechtsteile zusammen. Ein tüchtigeres Kind war in dem Fischerdorf nie geboren worden. Aber die Leute ließen und ließen sich nicht überzeugen. „Er ist nicht dazu geschaffen, eines natürlichen Todes zu sterben“, sagten sie kurz und bündig und nickten.

Das Meer selbst widersprach ihnen. Schon von seinem vierten Jahr an trieb Gedion sich mit den jungen Burschen auf dem Wasser herum. Wenn das Meer im Sommer wie ein faulzendes Muttertier dalag und seine Kählein am Strande hinrollen ließ, dann hätte niemand behaupten können, daß Gedion ein Fremder inmitten des Schwarms sei; er schnurrte vor Wohlbehagen, so klein er war, unter dem lieblosenden Reden der Wellen.

Aber die Alten hielten starr an ihrer Ansicht fest. Und als die Kinderkrankheiten sich einstellten, sagten sie zu Gedions Mutter, sie solle sich Rat holen. „Sonst krepirt er Dir,“ meinten sie.

Das Mädchen wollte vor Scham in die Erde versinken. Da kamen die Leute und wollten ihrem prächtigen Jungen einen Platz außerhalb der menschlichen Gesellschaft anweisen, es sollten ihm Pflaster aufgelegt werden wie einem beliebigen Landkinde, während

die anderen vom Meere geschützt wurden und nichts zu fürchten hatten!

Gebion krepierete allerdings nicht an den Kinderkrankheiten, aber sie griffen ihn härter an als die übrigen Kinder des Fischerdorfs, obwohl tüchtig an ihm herum gedoktert wurde. Das schien die Ansicht der Leute einigermaßen zu bestätigen, und es wirkte auf das ganze Dasein des Vurdsen zurück. Die Fischer nahmen ihn nicht gern mit auf die See; er bot ihnen keine Garantie, sein Schicksal war zu unsicher. Wie es sich in Wirklichkeit mit ihm verhielt, konnte niemand sagen; aber mochte es nun sein, wie es wollte — dem Meere gehörte er nicht an.

Jrgend etwas bewirkte, daß er im Wachstum zurückblieb, der Ueberfluß an Kraft war früher verbraucht. Er hatte die Neigung, jedes Uebelbefindens Gewalt über sich gewinnen zu lassen. In seinem zwölften Jahre hatten ihn Typhus, Diphtheritis und Scharlachfieber in ihren Krallen gehabt; und jede Krankheit hatte ihm etwas genommen und dafür ein Stück von sich in ihm zurückgelassen. Nun war er ganz mager, und die Haut spannte sich hart über den Knochen. Uebermut kannte er nicht, statt dessen war ihm eine zähe Halsstarrigkeit eigen, die von hinten herum an die Dinge heranging und sich der Meinung der anderen quer in den Weg legte. Mit dem Meere bekam er nichts zu tun, er war auch nicht mehr behende genug dazu; aber er konnte gut und gleichmäßig arbeiten, und den Sommer über kam er auf ein Gehöft. Während des Sommers, als er zum Pfarrer in den Unterricht ging, diente er bei einem Bauer hinterm Moor. Da wurde er von einem Pferd an der Schläfe gestroffen, und man brachte ihn in leblosem Zustande nach Hause ins Dorf.

„Nun ist es doch so mit ihm gekommen,“ sagten die Leute und atmeten befreit auf. Aber da schlug der Junge die Augen auf und starrte sie verwirrt an, als käme er aus einer anderen Welt her. Es war deutlich, daß seine Augen von jenseits herüberschauten, und niemand mochte von nun an seinem Blick begegnen.

Lange Zeit spielte der Tod mit ihm, wie die Raue mit der Maus. Dann stand er endlich wieder auf seinen Beinen da, und eine Narbe und ein wenig Gehirnerweichung waren die einzigen Folgen der Begebenheit.

Die Leute schüttelten den Kopf und wichen Gebion aus, wenn sie ihn sahen. Man hatte keine Erklärung für ihn; aber so wie er war, befestigte er immer mehr die vorgefaßte Meinung der Menschen und gab dem Unsichtbaren einen Rückhalt. Ihm einen Rat zu geben, lohnte sich nicht; man konnte ja mit höheren Mächten zusammenprallen. Wenn er unbedingt zur See wollte, so mochte er sich in Gottes Namen Seemannsleider anschaffen; die Vorsehung würde ihn schon zu erreichen wissen.

Und Gebion wollte nun einmal auf See. Er war dazu geboren: der Gesang des Meeres war der erste Laut, den sein zartes Ohr aufgefangen und wiedererkannt hatte, da draußen lagen die meisten seiner Vorfahren. Sein Kinderblut wurde von den Wellen gewiegt, schon in seinem zarten Weinen war die Melodie des Meeres. Er war ein Kind des Strandes, und dunkel und tief erklangen in dem Kleinen die Töne des Sings, der die Erde umpflügt. Doch er wollte zwar auf See, wagte es aber dennoch nicht. Darum ging er zu einem Schiffszimmermann in die Lehre, um wenigstens in der Nähe zu bleiben.

Das Handwerk gefiel ihm. Bei der Arbeit konnte er aufs Meer hinausschauen; und einmal, einmal würde er doch hinauskommen! Die Stimme von da draußen, die allen Kindern der Küste so vertraut ist, rief ja in einem fort. Aber Gebion ließ sich Zeit; erst wollte er das Handwerk richtig erlernen — und dann als Zimmermann in die Welt hinaussegeln. Besonders scharfsinnig war er nicht, aber bei der Arbeit verriet er Ausdauer und guten Willen — bis er eines Tages vom Ballen hinabstürzte und auf den Stein auf dem Boden des Betings aufschlug.

„Diesmal wird es sein Tod sein,“ sagte der Doktor. Aber die Leute aus dem Dorf sahen einander an und dachten sich ihr Teil. „Zwei Krüden werden es jedenfalls,“ meinte der Doktor einen Monat später.

Aber weder der Tod noch Krüden waren das Resultat. Vielmehr eine lahme Hüfte, ein trummes Bein und eine schiefe Schulter — eine Gestalt, an der alles bis zum vollkommenen Krüppeltum verdreht und verrenkt war.

Von nun an verkörperte Gebion das Unheimlichste und Spannendste, was die Leute kannten: den Menschen, der nicht zu sterben vermochte. Die märchenhafte Geschichte, wie er mit dem Tode Häschen spielte, ließ sich immer wieder von neuem erzählen, so daß allen Anwesenden ein kalter Schauer über den Rücken lief. Darüber, daß Gebion aus dem Kreise der anderen Menschen ausgeschlossen war, machte sich niemand Gewissensbiß. Gebion war zum Apis erkoren und durfte nicht mit den anderen Gras fressen; so oft er sich der Herde zu nähern versuchte, wurde er zu seinem einsamen Stande zurückgetrieben.

Mit der Schiffszimmererei war es aus. Und doch konnte er sich auf seinen gebrochenen Beinen ganz sink von der Stelle bewegen, und die Obrigkeit gab ihm das bescheidene Amt eines Strandwärters.

Auch mit der Aussicht, das Meer zu befahren, war es unwillkürlich vorbei; und jetzt, wo er selber gar keinen Einfluß mehr in dieser Frage hatte, wurde sie das tragische Element seines Lebens. Die Leute wichen ihm aus und beschäftigten sich unaufhörlich mit ihm. Schließlich konnte er diesen Doppelzustand nicht mehr ertragen und nahm seine Zuflucht zur Flasche.

Niemand nahm es ihm übel, daß er trank. Mit Gebion ging man ja nicht ins Gericht — bei ihm war in allem Gottes unerforschlicher Rathschluß zu spüren. Dem Meere gehört er nicht an, und dem festen Lande wohl auch nicht! Aber wer flug war, ließ das alles auf sich beruhen und nahm ihn als Vorbedeutung hin; es brachte Glück, die Rebe in den Untiefen auszuwerfen, die er in seinem Rausche bezeichnete. Alles in allem legte er in recht unheimlicher Weise Zeugnis von dem Walten des Schicksals ab! Er schloß den Menschen Grauen ein, und in all seiner Verkrüppelung war er trotzdem ein Unterpfand für die reichen Möglichkeiten des Daseins.

Gleichförmig und ohne Ruhepunkt verstrich für Gebion eine Reihe von Jahren — Tag um Tag, wie das Dasein sich für denjenigen gestalten muß, der dazu verurteilt ist, ewig zu leben. Ein Menschenalter nach dem anderen sah ihn seinen milden und niemals endenden Brantweinispiz an dem Strandstück umherschleppen, das seiner Aussicht unterstand. Mit der Zeit war täglich ein ganzes Liter notwendig, um den Rausch zu unterhalten, und jeder gewöhnliche Mensch wäre dem Trunk erlegen. Aber Gebion konnte ja nicht sterben. In mehr als einer Nacht schlief er seinen Rausch am Strande bei fünfzehn Grad aus, ohne daß er den geringsten Schaden erlitt.

Wie lange er so noch hätte weiterleben können, kann man nicht gut wissen — vielleicht bis zum jüngsten Gericht. Wenn er nicht eines Tages Halt gemacht und sich von dem Fluche befreit hätte. Eines natürlichen Todes konnte er ja nun einmal nicht sterben, da er nie aufs Meer fuhr; aber er kam diesem Ziele verwirrend nahe. In jenem Tage trug er einen Generalrausch zur Stadt und legte sich unterwegs am Strande nieder, um zu schlafen, das Gesicht in seinen Südwest er gedrückt. Da spülte eine lange Welle heran, füllte den Südwest, und Gebion ertrank.

So erschlich er sich trotz alledem seinen Tod.

Die Ortsnamen im Deutschen.

Berg, Bach, Tal, Fluß u. a. gehören naturgemäß zu den häufigsten Namenbestandteilen. Stendal liegt im Steintal. Bergkegel werden Stauf genannt, daher Donaustauf, Hohenstaufen und andere.

Nicht weniger als ein Drittel aller Ortsnamen wächst aus Flußnamen hervor. Von bekannten und leicht erkennbaren Beispielen sehen wir ab, um einige wenig bekannte anzuführen. Wien heißt im Nibelungenlied: stat ze Wiene, nach der Wien. So liegt auch Stadtilm an der Ilm, Darmstadt an der Darm (jetzt Kanalisiert), Düsseldorf an der Düffel, Aischaffenburg an der Aischaff, Schleswig an der Schlei, Goslar an der Gose (dar ist die Wohnung). Die holländischen Städte auf -dam legen Zeugnis ab von der Bedeutung der Dammbauten, die Amstel, die Rotte und die Zaan ergeben so Amsterdam, Rotterdam, Zaandam. Auch Weihen heißt nach der Weize, Elbing nach einer ursprünglichen zweiten Elbe, Rüst nach der Risse, Moskau nach der Moskwa, Chicago nach der Chicago. Chemnitz (wendisch) bedeutet Steinbach. Eine große Menge von Flußorten endigt auf eine Silbe mit a. Hier liegt überall das lateinische (zugleich allgemein indogermanische aqua (Wasser) zugrunde. Wiberwasser bedeuten demnach Webra, Wibra, Wiberach. Fulda (folda = Erdboden) ist Landwasser. Siehe ist ein altes Wort für Fluß, daher Siegen. Koblenz stammt vom lateinischen confluens (die zusammenfließenden, nämlich Mosel und Rhein). Die N a n d u n g steckt in Nedargemünd, Travemünde, Smunden usw. Ein Rostock gibt es auch in Böhmen, wo sich gleichfalls ein Fluß „erweitert“ (wendisch roz-tok = zerfließen, auseinandergehen). Aachen bedeutet „zu den Bässern“, wie Baden zu den Bädern. Beziehungen mit „Insel“ und den entsprechenden Wörtern der anderen Sprachen finden wir z. B. bei Algerias: arabisch geziro = Insel. Auch Werder, Wörth usw. sind gleichbedeutend mit Insel, desgleichen Holm, wie in Bornholm und Stockholm.

Dreht sich auch der Aeger über ungünstige Bodenverhältnisse nicht immer so deutlich aus wie in den Ortsnamen Wärfstebesser, Aergerniß, Renärgerniß, Sorge, Elend usw., so sagen doch Benennungen wie Sandacker, Sandberg, Sandwich (= Sandheilm), Blankeneße, (einst ein kahler Sandberg, blanker Nase), Lehmtuhlen, Gliende (= Tonerde), Bruch (Sumpf), Spharus (nach einem Sumpfe genannt), Mödern (wendisch mokrina = Sumpfland), Lausitz (desgleichen) auch schon genug.

Das alte Wort für Fels ist Stein, daher sind Königstein usw. hochgelegene Plätze, auch Kammin in Pommern (Steinburg) gehört hierher, es heißt nach den gewaltigen Steinriffen. Die Namen mit „Salz“, „Hall“ usw. gehen meist auf die Stelten zurück, die allein in alter Zeit die rationelle Salzgewinnung verstanden und schon in vorgeschichtlicher Zeit die Salzwerke im Salzkammergut und Pollstatt und dann auch die von Artarn und Halle anlegten. Die Galloren sind Salzbereiter. Auch Stadtilula (Sülze = Sole) heißt nach den Solquellen. Dürrenberg verdankt seinen Namen indirekt der Saline, nämlich der vegetationsfeindlichen Wirkung des Salzes. Rösen (Küche) heißt nach dem Sudhaus, wo das Salz aus der Sole bereitet wurde.

Die Römer nannten Rom schließlich urbs (die Stadt). Wehlich ging es auch anderwärts. Stambul aus Istanbul führt

auf das griechische „eis an polin“ (in die Stadt) zurück. Daher auch Namen wie Hof, Thale, Porto, Le Havre (beide = Hafen); Medina (Stadt) heißen aus arabischer Zeit noch vier Städte in Spanien. Alle alten deutschen Ortsnamen sind „erstarrte Rafus“, sie stehen im Dativ, im dritten Fall: Altenburg, Weizenfels, Alankenburg, Rothenburg. Es ist damit ähnlich gegangen wie mit Weihnachten, Pfingsten, Mitternacht, d. h. es handelt sich um Bruchstücke von Sätzen aus dem Verkehrsleben. Erst später entwickeln sich zu Unterscheidungszielen Namen mit näheren Bezeichnungen. Neu- und Alt- sind die nächstliegenden, wie in Raumburg, Raugard, Stargard (stark wendisch = alt). Dann kommen „Groß-“ und „Klein-“. Schmal = Klein ist in Schmalkalden enthalten, Ruzenburg ist Rüzelburg, Mecklenburg kommt von michel = groß. Die Schönheit der Städte wird in Namen wie Jaffa, Belleville, Bellevue, Schönau, Welbevere, Schönhausen usw. zugrunde gelegt. Es gibt auch ein Heiterer Bild und mehrere Siehdichum, deren niederdeutsche Form im Familiennamen Südelum vorliegt. Die Farbe verrät sich in Belgrad (Serbien) und Belgard (Pommern), beide bedeuten Weizenburg, ebenso Winchester. Rothenburg ist dasselbe wie Alhambra (deren Mauern und Türme aus roten Ziegelsteinen bestehen). Rode, Rade, Reute, Ried und ähnliche Silben in Nittli, Friedrichroda, Berningerode, Apenrabe, Bahreuth, Niederrad usw. besagen, daß hier erst der Wald gerodet werden mußte, um Ansiedlungen zu schaffen. Andererseits verrät sich der Wald nicht nur in den Ortsnamen mit Wald-, Holz- usw., sondern auch in Nerlohn, Osterloh, Waterloo (Loh = Wald). Auch Brandenburg ist nicht mit „burg“ zusammengesetzt, sondern mit „bor“ (wendisch = Kiefer), daher Brennabor. Ebensovohl Rakeburg, Radeburg (= Ratibor). Grabow, Grabau usw. heißen nach der Hainbuche (slawisch = grab), wie Brieknig, Treuenbrieken usw. nach der Birke (slawisch = brosa), Buchingham (Buchheim) und Buchholz nach der Buche, Ebenstod, Berg usw. nach der Eibe, dem früher sehr verbreiteten gemeinen Taxus. Ulm ist die Ulmenstadt, Rittau die Roggenstadt (tschechisch zito = Roggen). Der Bühl (Hügel) steht in Radebeul wie in Dinkelsbühl, wo der Dinkel oder Spelz kultiviert wird. Wie Heringsdorf den Heringen, verdankt Frohsdorf, gleich Boggendorf, den Fröschen seinen Namen. Zinnenstadt, Schlangenbad, Herzberge (= Hirschberge), Auerbach, Urach, Wiesensteig (vom Wisent), Uhlenhorst, Geher im Erzgebirge, Wolfenbüttel sind weitere Dokumente der Tierwelt in Deutschland. Am häufigsten war aber der Bär, der in Bernburg, Bernkastel, dem Sankt Bernhard usw. fortlebt. Dagegen verdanken Bezeichnungen wie Löwen, Löwenberg, Lauenstein (Lebenstein), Lemberg ihre Namen wohl nur den Wappentieren der Gründer. Die Zahl der nach Fürstlichkeiten benannten Orte ist Legionen. Hermsdorf ist Hermannsdorf, Kunersdorf heißt nach Konrad usw.

Kleinpaul gibt auch noch eine Blütenlese von Phantasienamen, unter denen sich viel tolles Zeug findet, sowie eine Uebersicht über die häufigsten Dubletten, d. h. die mehrfach vorkommenden Namen. Zu unterscheiden sind Fälle wie Altenburg und Oldenburg, Namen, deren Häufigkeit auf der Wiederkehr der gleichen Verhältnisse beruht, von den einfachen Nachahmungen, die besonders in Amerika grassieren. Dort gibt es einige zwanzig Athens sowie mehrere Roms. Es gibt aber auch Ortsnamen wie Homer, Hannibal und Bismarck (vierzehn Städte heißen nach ihm.) Ueber die ganze Erde verstreute finden sich schließlich biblische Namen, vor allem Jerusalem, Jericho usw.

Wenngleich Kleinpaul nicht in der Lage ist, selber die entwicklungsgeschichtlichen Konsequenzen zu ziehen — was ja auch nicht im Rahmen seines Buches liegt — so bietet er doch wirklich wertvolle Vorarbeiten für die künftige Forschung. Die ökonomische Kulturgeschichte wird diese Vorarbeiten nicht selten als wichtige Stützen und Bestätigungen gebrauchen können, und schon unser kurzer Ueberblick über den riesigen Stoff, den Kleinpaul bietet, beweist klärlieh, daß auch die Geschichte der Ortsnamen einen Spiegel der ökonomischen Entwicklung und damit der Klassenbewegungen zu geben vermag. Da Kleinpaul außerdem seine Erklärungen sehr präzise und nichts weniger als trocken vornimmt, ist das Studium des billigen Wändchens ebenso gewinn- wie genussbringend.

R. F.

Kleines feuilleton.

Vom Menschen.

Die Folgen der Verwandtenehen. Der Ausspruch des verstorbenen Physiologen Dubois-Reymond: „Süßen Sie sich vor ihren schönen Cousinen“ ist längst zu einem geflügelten Wort geworden. Die Tatsache, die er trifft, daß durch Heiraten von Blutsverwandten die Descendents besonders häufig von gewissen Krankheiten wie Taubstummheit, Zuckerkrankheit, Gicht befallen werden, ist ebenfalls ganz allgemein bekannt. Begünstigt nun die Verwandtenehe an sich den Ausbruch dieser Krankheiten? Ist es etwa nötig, dem Blut neue fremde Kräfte zuzuführen, um es auf der Höhe seiner Schutzfunktionen zu erhalten? Dem widersprechen eigentlich die Erfahrungen, die dort gemacht wurden, wo systematische Inzucht getrieben wurde, um die Vormachtstellung der Familie zu wahren. Die Erfolge dieser aristokratischen Beschränkung müssen so

schlecht nicht gewesen sein, sonst würden wir sie wohl nicht in jeder Phase der Geschichte, von den Schwesternehen der ägyptischen Pharaonen an, als mächtigen sozialen Faktor auftreten sehen.

Wie lassen sich nun diese beiden widersprechenden Tatsachen miteinander vereinigen? — Der einzelne Mensch ist das Ergebnis einer unendlich großen Ahnenreihe. In der vierten Generation aufwärts besitzt er 16 Ahnen, in der 8. 256, in der 16. schon 32 768 und in der 20. 1 048 576. Das heißt, er würde sie besitzen, wenn 20 Generationen hindurch nie zwei Blutsverwandte in die Ehe getreten wären. Betrachten wir den Stammbaum Wilhelms II. die neun Generationen hinauf, die er umfaßt, so finden wir nicht die rechnerisch geforderten 512, sondern tatsächlich nur 162 Ahnen. Ein ähnlicher Ahnenverlust findet sich bei allen Dynastien und Adelsgeschlechtern. Je kleiner die Ahnenzahl ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine Eigentümlichkeit des Ahnen, wie der Koftoder Kliniker Prof. Martins jüngst in einem anregenden Vortrage auseinandergesetzt hat, bei dem Descendenten verstärkt und vielfältig auftritt. Bei Ehen zwischen ferneren Verwandten zeigt der Nachwuchs dann, daß die charakteristischen Anlagen jenes entfernteren gemeinsamen Ahnen gedoppelt zur Wirkung kommen, indem sie ihm zweimal in der vererbaren Substanz — dem Keimplasma — von väterlicher wie von mütterlicher Seite zugeführt werden.

Es liegt auf der Hand, daß das Ergebnis ein wünschenswertes oder ein höchst unerwünschtes sein kann, je nachdem besondere Leistungsfähigkeit oder besondere Leistungsunfähigkeit im einzelnen Falle vererbt wird. Der Tierzüchter hat es bekanntlich in der Hand, durch Zucht die Leistung zu erhöhen; der Mensch, mit dem wegen seiner langen Lebensdauer und späten Fruchtbarkeit Experimente nicht zu machen sind, ist einer künstlichen Auslese nicht zugänglich. So wird er oft zum willenlosen Objekt des Naturgeschehens.

Alttertumskunde.

Vom ägyptischen Pompeji. Während der letzten Tage des Oktobers im Jahre 180 n. Chr. fuhr die Staatsbarke des Weltbeherrschers Hadrian den Nil hinauf; sie führte den Sarg des Pthiniens Antinous, des kaiserlichen Lieblingsklaven und „schönsten der Männer“, der sich in den Fluten des heiligen Stromes ertränkt hatte. Unerhörte Ehren plante der Herrscher zu Ehren seines toten Lieblings und so gründete er zu seinem Gedenten eine ganze Stadt, die er nach griechischem Muster anlegte und mit Hellenen bevölkerte. In ihrer Mitte erhob sich das Grabmal des zum Gott gewordenen Klaven, mit seinen Obelischen und Sphingen der gewaltigen Bauwerke würdig, die dereinst zur Ehre der alten Pharaonen errichtet worden waren. Antinos, die neue Erfindung, blühte durch mehrere Jahrhunderte. . . . Dieses Zentrum spätantiker Kultur, das, unter dem trockenen Wüstenfande vergraben, fast unberührt gelassen ist, hat nun in wichtigsten Teilen der französische Archäologe Gayet in siebzehn Jahren mühevoller Arbeit ausgegraben. Jean-Paul Lafitte, der dieser Wiederauferweckung einer hochinteressanten Vergangenheit in der „Nature“ einen umfassenden Aufsatz widmet, nennt Antinos das „ägyptische Pompeji“, spricht dieser Stadt aber noch eine größere Bedeutung für die Alttertumskunde zu, als dem italienischen Ort. Die Kunst Pompejis ist die einer Provinzstadt und steht völlig unter griechischem Einfluß, während die Welt, die sich in Antinos offenbart, einen grandiosen geschichtlichen Hintergrund hat und uns ein ganz einzigartiges Denkmal bietet von dem Glanz der sterbenden Antike. In Antinos stehen wir an einem der wichtigsten Zeitpunkte der Menschengeschichte. Noch lebt die Tradition des ältesten Kulturreiches überal fort; die Herrschaft der Pharaonen ist zwar der der Römer gewichen; aber Ägyptens Vermächtnis an die kommenden Reiche treibt hier auf heimischem Boden die wunderbarsten Blüten. Und mit dieser ägyptischen Kultur verbindet sich nun die Grazie des sterbenden Griechentums, umgeformt und gewandelt durch den erschlaffenden Römergeist. Die Antinous-Verehrung entwickelt sich zunächst unter der Form des altägyptischen Osiris-Kultes, Gayets Ausgrabungen haben hier Momentbilder von glühender Mystik und üppig prunkender Leidenschaft heraufbeschworen in den Mumien der Priester und Priesterinnen, die ihre Gesänge zu Ehren des abgesehenen Gottes ertönen ließen, die die Geschichte seiner Leiden und seiner Auferstehung in feierlichen Tänzen oder in Marionettenspielen auf winzigen Bühnen darstellten. Wie eine dumpf drohende Melodie aber klingt in den Mäusch dieser letzten religiösen Orgien der Antike der Hymnengesang des siegenden Christentums hinein. Alexandria ist nahe, wo die Kirchenväter ihre Lehre predigen; seit 315 ist die ganze Bevölkerung von Antinos christlich. Unter Diokletian ist die frühere Hochburg des Heidentums ein Schauplatz der Martyrien; sie wird nach dem Sieg der Kirche unter Konstantin der Mittelpunkt frommer Pilgerfahrten. All dies lebt in den Funden, die Gayet gelungen sind. Aber der wichtigste Teil von Antinos schlummert noch unter der schützenden Sanddecke; die Bauten sind zum größten Teil noch nicht freigelegt, noch hart die Krone des ganzen, das Grabdenkmal des Antinous, der Aufbedung. Dann müssen die beiden großen Triumphstragen, die in der Welt nicht ihresgleichen hatten, freigelegt werden, damit die stolzen Tore und Hallen mit ihrem Wald von Säulen wieder im Tageslicht leuchten.